

Illustrirtes Sonntagsblatt



Beilage zur „Lüdenscheider Zeitung“

Verlag von Lilientamp & Ruhl in Lüdenscheid.

Die Schwestern Schlieben.

Roman von R. Schütz.

(Fortsetzung)

Ein glühender Februartag, der zur Ruhe gehen wollte. Die Sonne rot, purpurner Himmel, violette Schatten über weißem Schnee. Nun saß leise und eilig die Dämmerung.

Flora kam von der Eisbahn. Nach den letzten schlaflosen Nächten hatte die Bewegung sie angenehm belebt und erfrischt. Sie gab die Schlittschuhe dem Hausmädchen und trat geräuschlos in ihr Zimmer.

Ebenso geräuschlos ließ sie sich in dem Stuhl am Ofen nieder und lauschte nach drüben. Nein, es rührte sich nichts. Schließ Otty oder lag sie regungslos, apathisch auf dem Divan und meinte um ihr geopfertes Glück?

Am Morgen war der Brief des Professors gekommen. Zufällig war Flora die erste am Frühstückstisch gewesen und hatte ihn unter den Postfächern entdeckt. Noch ehe unbefangene Augen ihn gesehen, hatte sie ihn genommen und unter Otty's Tür durchgeschoben. Um keinen Preis hätte sie ihn selbst hineintragen können.

Erst eine Stunde später klopfte sie bei der Schwester an. Aber die Tür war verschlossen. Sie sei beim Schreiben und könne sich nicht rühren lassen, hatte Otty von innen gerufen.

Bei Tisch war die Mama den Papa um Aufhebung der Klausur für ihre Lieblings-tochter gegangen. Seit zwei Tagen sei das arme Ding nicht mehr an die Luft gekommen. Es sei unmenschlich, undäckerlich, mittelalterlich, und was sie noch alles für Vorwürfe herausprudelte. Aber Seine Excellenz hatte sich energisch den weißen Schnurrbart gestrichen.

„Bis zu Nels Ankunft bleibt alles, wie es ist. Ich denke, er kann noch heute abend eintreffen. Uebrigens, wenn Otty in Begleitung einer ihrer Schwestern einen Ausgang machen will, ist ihr das unbenommen.“

Daraufhin hatte Flora nach Tisch nochmals ihr Heil versucht. Aber wieder war die Tür verschlossen geblieben. Aus der Ge-

mehr schlafen. Einmal vermeinte sie das Geräusch einer Feder zu hören, die eilig über das Papier fuhr. Die Wände waren so dünn. Aber nein, sie mußte sich geirrt haben. Otty ging mit leisen Schritten hin und her. Einmal knarrte eine Tür. Das war der Kleiderschrank. Der hatte das Knarren an der Angewohnheit. Also kletterte sie sich Otty an. Etwa gar zum Ausgang? Gegen das väterliche Gebot? Und noch dazu jetzt in der Dunkelheit?

Floras Herz begann zu klopfen. Wenn der Papa dahinter kam. Er war so maßlos heftig. Er kannte keinen Pardon für Insubordination. Auch nicht bei seinen eignen Kindern. Sollte sie Otty warnen, zurückhalten? Sie überlegte mit fliegenden Gedanken. Da knippte nebenan, kaum hörbar, die Thür ins Schloß — ein leichter, huschender Schritt — alles war wieder still.

Bestürzt fuhr Flora auf. Was — was war das? Und dann ein Schreck — siedendheiß schloß ihr das Blut vom Herzen zum Kopf — wie, wenn Otty sich ein Leid antun wollte?

„Mein Gott — mein Gott —“ Ihre Gedanken überfluteten sich. Värm schlugen? Nachlaufen? Nein, erst sehen, sich überzeugen.

In der grauen Dämmerung tappte sie sich nach der Thür, von da leise, kaum hörbar, in Otty's Zimmer.

Ein Streichholz ritzte, eine Kerze flammte auf, ihre entsehten Augen durch den Rauch.

Auf dem Schreibtisch peinlichste Ordnung, kein adressierter Brief, kein letzter Abschiedsgruß darauf — nur ein eben gebrauchtes Odeurflakon neben der Schreibmappe, davor ein geöffneter Handschuhkasten, eine Wolke von Cyperduft über allem — nein, so ging man nicht aus der Welt.

Ein erleichternder Seufzer hob Floras Brust. Ihre entsehtliche Befürchtung war



Kaiserliche Adressen: Ein von der Baronin hergestelltes Geschenk für ihren Sohn.

gend, wo der Divan stand, klang Otty's Stimme hell und hoch, wie immer: sie sei müde und eben im Begriff, einzuschlafen, man möge sie in Ruhe lassen.

Da hatte Flora ihre Schlittschuhe genommen und war auf die Eisbahn gegangen.

Wieder lauschte sie. Es war unmöglich. Otty konnte nicht

grundlos gewesen. Was aber beabsichtigte Dith sonst?

Neben dem Papierkorb lagen ein paar Fetzen beschriebenen Papiers. Sie bückte sich und hob sie auf. „nicht glauben kann — muß Sie sehen — erst wiederholen Sie mir Aug in Auge —“ las sie, nachdem sie das Papier ein wenig geglättet hatte.

Mit einemmal verstand sie. Dith hatte an den Professor geschrieben und trug den Brief zum Kasten. Sie mochte ihn dem Hausmädchen nicht haben anvertrauen wollen. Dann mußte sie jeden Augenblick zurückkehren. Der Briefkasten war gleich am nächsten Hause. In zehn Minuten konnte sie schon wieder da sein. Reife huschte Flora in ihr Zimmer zurück. Sie sah nach der Uhr. Eine Viertelstunde war bereits vergangen. Nun zwanzig Minuten — jetzt fünf und zwanzig. Sie wurde unruhig.

Im Schein des leichten, scheidenben Tageslichts las sie am Fenster nochmals die Zeilen auf dem Papierfetzen. Und dann durchfuhr es sie plötzlich eilig, scharf, wie ein Messer.

Dith war zu ihm, zu Günther von Alten. Sie mußte sich sehen, so heftig begannen ihre Kniee zu zittern. Dith mußte blind, toll, krank sein. Wahrscheinlich hatte sie erst schreiben wollen, aber hatte dann den Plan verworfen, den Brief zerrissen. Eine persönliche Begegnung mochte ihr wirkungsvoller erschienen sein. Solch eine wahnwitzige Idee. Wenn es herauskam, wenn Axel, wenn der Papa Kenntnis davon erhielten — Flora mochte den Gedanken gar nicht zu Ende denken.

Hilflos, gepeiniget sprang sie auf. Gab es denn kein Mittel, das Furchterliche abzuwehren?

Wenn wenigstens Diths Ausgang nicht entdeckt würde. Es war ja möglich. Des Professors alter Diener würde ja wohl schweigen.

Flora ballte die Hände. Ah, deshalb hatte Dith neulich danach gefragt, ob er eine eigene Wohnung hatte. Also nicht impulsiv, nicht im Affekt hatte sie gehandelt, sondern nach einem wohlüberlegten Plan. O, wie berechnend, wie raffiniert sie war.

Flora unterbrach ihren Gedankengang. Sie horchte auf. Was war das?

Von der Treppe her klangen Männer Schritte, gedämpfte Stimmen. Dann ging eine Tür auf. Ein halblauter Aufschrei.

„Axel, Du hier? Guten Abend. Ich habe ja keine Ahnung!“

Das war die Mama. Darauf die dunkle, etwas belegte Stimme des Schwagers: „Ich bin vor einer halben Stunde angekommen. Verzeih, daß ich Dich noch nicht begrüßt habe, Mama. Aber ich hatte mit Papa zu reden.“

Und dann der ungeduldige Bass des Papas.

Noch einen Augenblick, Lubmilla. Wir wollen nur zu Dith. Nein, bitte, kein ängstliches Gesicht. In einer halben Stunde ist alles wieder in schönster Ordnung. Ich hoffe es wenigstens. Bis dahin halte uns hier oben unberufene Ohren fern.“

Die Schritte der Mama entfernten sich darauf die Treppe zum Erdgeschoß hinunter, die andern kamen unter leisem Sporengeklirr den Korridor herauf.

Mit vorgebeugtem Oberkörper lauschte Flora hinaus. Eine unaussprechliche Angst

preßte ihre Kehle zusammen. Instinktiv griff sie nach ihrer Pelzmütze, die sie vorhin auf den Tisch geworfen, und nadelte sie mit bebenden Fingern auf ihren Flechten fest. Dann riß sie ihr Jacket von dem Haken herab und fuhr mit dem Armen hinein. Nun schlich sie auf den Fußspitzen nach der Tür. Ihr Herz hämmerte, ihre Pulse klopfen. Und dabei flüsterte sie fortwährend mechanisch vor sich hin: „Was muß ich nur tun? Was muß ich nur tun?“

Nebenan wurde an die Tür geklopft. Dann knadte der Drüder.

Quersüß klang des Schwagers Stimme: „Dith!“ Ungläubig, scharf folgte die des Papas: „Dith!“

„Ja, zum Henker, was ist denn das? Axel, mach mal Licht.“

Ein Streichholz ritzte.

„Ist das die Möglichkeit? Das Nest ist leer. Da soll doch gleich — da soll doch aber gleich — Axel, klinge mal — ich will wissen, was das bedeutet — ich will wissen —“

„Bitte, Papa, nicht so laut!“

Die diskrete Diplomatenstimme klang sehr bestimmt. „Was wir wissen wollen, brauchen wir uns nicht von neugierigen Diensthöfen zu erfragen. Ich möchte Dich lieber bitten, mich zu Herrn Professor von Alten zu begleiten. Weißt Du, wo er wohnt? Schön. Vielleicht erzürnen wir dort das Unbegreifliche am aller schnellsten und einfachsten. Vielleicht ist mein Verdacht auch nur ein vager, aus der klatschfüchtigen Bemerkung einer guten Freundin Diths entstanden. Dann ist es um so besser. Aber Klarheit muß ich haben. Also, bitte, komm!“

„Axel —“ ein unartikulierter, grosser Laut — „Du sprichst von meiner Tochter —“

„Und von meiner Frau. Wenn Du nicht willst, gehe ich allein —“

Floras eiskalte Finger drückten geräuschlos die Türklinke nieder. Dann zwangte sie sich durch einen schmalen Türspalt und flog auf den Zehenspitzen den Korridor entlang, die Treppe hinunter. Ein Glitz, daß der Bursche das Gas noch nicht angezündet hatte. Gerade, als sie das Hausportal öffnete, hörte sie von oben des Papas Stimme.

„Einen Augenblick, Axel. Ich hole mir nur noch Mantel und Mütze!“

„Und den Revolver dazu!“ ergänzte Flora in Gedanken. Entsetzt ließ sie den Vorflügel zufallen. Zehn Minuten Vorsprung würde sie haben. Die galt es auszunutzen. Am Hause entlang zwang sie sich zu einem ruhigen Schrittempo, sowie sie das hinter sich hatte, fing sie an zu laufen. Und das Laufen wurde zum Zagen, zum Fliegen. Ihre Röcke flatterten, ihre Brust arbeitete, ihr Atem keuchte.

Ein paar halbwüchsige Burschen blieben grinsend stehen.

„Loofen Se man nich so, Freilein!“ riefen sie hinter ihr her.

Dann stieß sie gegen ein Kind, das eine Arbeiterfrau an der Hand führte. Das Kind purzelte um und fing an zu brüllen, die Frau schimpfte.

Flora hielt die Mütze vors Gesicht. Nur weiter, weiter. Nun am Stadtpark entlang. Da wurde es einsamer. Dann in die Waldenburgerstraße hinein. Da drüben stand die Villa.

Viel länger hätte sie es auch nicht mehr ausgehalten. Ihre Knie begannen zu zittern, ihre Kehle war ausgetrocknet. Eine Sekunde lang hielt sie inne, blickte zurück. Ganz hinten, am Eingang der Straße, kamen zwei Gestalten. Im Laternenlicht blühte etwas Metallenes auf. Der Papa und Axel.

Sie lief über die Straße. Gott sei Dank, die Tür des Vorgartengitters gab nach. Nun den schmalen Weg am Hause entlang. Ein Blick nach oben. Das Atelier war hell. Sie sah die modernen Messingklöpper des Portals. Aber das war verschlossen. In dem unsicheren gaulenden Licht der schmiedeeisernen Laterne, die davor hing, tastete sie nach dem Knopf der elektrischen Leitung. Das Läutewerk schrillte dann ein leise huschender Schritt.

In der halbgeöffneten Tür stand der alte Diener.

„Ich bedaure, der Herr Professor findet nicht zu Hause!“

Flora setzte den Fuß zwischen die Tür. „Was reden Sie da. Das Atelier ist doch erhellt!“

Einen Moment blickte der Alte bestürzt drein. Aber dann sagte er sich schnell.

„Ja — nein — ich mache nur rein oben!“

Schon zögerte Flora. Sprach er die Wahrheit? War sie zum zweitenmal das Opfer ihrer zu regamen Phantasie geworden?

Da klang von oben eine heftig erregte Männerstimme.

„Schämen Sie sich, so zu lägen!“ rief sie heftig. „Ich höre ja den Herrn Professor sprechen!“

Verlegen trat der Mann von einem Fuß auf den andern.

„Ich habe aber so Order. Herr Professor sind für niemand zu Haus.“

Floras geschärft Ohr vernahm von der Straße her schnell sich näherndes Sporengeklirr.

Sie war entschlossen, sich den Eingang am jeden Preis zu erzwingen.

„Ich muß ihn aber sprechen!“

„Ich bedaure, ich habe strengen Befehl —“

Es half nichts. Gewalt gegen Gewalt. Mit beiden Händen stieß sie den Alten von der Brust, daß er von dem unerwarteten Anprall erschreckt zurückfuhr. An ihm vorbei flog sie die Treppe hinauf. Von dem Treabend her war sie mit den Verlichtheiten vertraut. Dort war das Atelier. Ihre zitternde Kehle riß die Tür auf.

Unter dem riefigen Beleuchtungslopp mit den wie matte Perlen herabhängenden Lichtbirnen stand der Professor, vor ihm Dith mit erhobenen Händen, ein verheißungsvolles Lächeln auf den roten Lippen.

Das Lächeln erstarrte jääh — ein eisiger der Wutlaut trat an seine Stelle.

„Was — was willst Du?“

Der Professor fuhr herum. „Flora — Sie?“

Entsetzt starrte er sie an. Wie sah das Mädchen aus?

Das Haar zerzaust — die Mütze schief auf dem Kopf, das Jacket halb zugedrückt, die Augen unnatürlich weit geöffnet.

Günther von Alten sagte nach ihren Händen.

„Wer Fräulein Flora — was ist denn

gesehen —? Liebes Fräulein Flora, sagen Sie doch —

Reuchend rang sie nach Luft. Papa und Agel kommen — sie werden gleich hier sein — Agel hat Verdacht geschöpft — ich bin gelaufen, damit sie mich nicht sehen — sollten —

Ihre Stimme versagte. Der Kesselpf war ihr wie ausgebrochen.

Othys Mut war jäh zusammengebrochen. Wimmernd sank sie in einen Sessel.

„Rettet mich — rettet mich — Papa schickt mich tot — rettet mich —“

Vor Angst halb wahnsinnig, krallten sich ihre Finger in den Ärmel des Professors.

Mit einem verächtlichen Blick machte er sich los. Wo waren all die großen Worte

geblieben, die diese Frau soeben gesprochen? „Es hilft nichts!“ sagte er dann kalt.

„Wir müssen uns auf Gnade oder Ungnade ergeben. Wie wollen Sie Ihren unbesonnenen Versuch in meinem Atelier sonst anders erklären?“

Aber Otho wimmerte aufs neue: „Er schickt mich tot. Rettet mich — rettet mich —“

Der Professor schien mit einem Entschluß zu ringen.

„Fräulein Flora,“ sagte er plötzlich, auf das Mädchen zutretend, „können Sie großmütig ein Opfer bringen, um uns beide vor den schrecklichen Folgen eines Irrtums zu bewahren?“

Sie konnte nicht sprechen. Sie nicht nur, aber ihre Augen antworteten: „Jezus!“

Er zog ihren Arm durch den seinen und küßte ihre Hand. „Ich danke Ihnen!“ sagte er leise.

„Frau Gräfin, ich darf wohl bitten, daß Sie in Ihrem eignen Interesse Ihre übergroße Erregung bekämpfen!“ wandte er sich zu Otho.

„Bei Ihrer großen Selbstbeherrschung dürfte es Ihnen nicht schwer fallen!“ fügte er nicht ohne Ironie hinzu.

„Kommen Sie, Flora, wir wollen den Herren entgegen gehen.“

Die Tür wurde aufgestoßen. Stramm aufgerichtet betrat der General das Atelier. Die leicht geneigte Gestalt des Grafen Gagnon folgte.

In unglaublichem Staunen betrachtete seine Erzählung das ihm entgegretende Paar.

„Flora — Du auch hier?“ —

Der Professor räusperte sich.

„Verzeihung, Erzählung, ich traf die beiden Damen auf einem Spaziergang und bat sie, mein Atelier zu besichtigen. Und da ist es so gekommen, wie es wohl kommen mußte — Erzählung wollen verzeihen, daß mir eine feierliche Werbung nun unmöglich gemacht ist!“ — er faßte Floras Hand mit einem festen Druck — „wir bitten um Ihren Segen, Ihr Fräulein Tochter und ich haben uns soeben verlobt.“

Noch immer blühte seine Erzählung ratlos von einem zum andern. Dann hob ein erlösender Seufzer seine Brust. Dieser Agel, was der ihm für horribile Dinge hatte weismachen wollen. Er kannte doch seine Töchter besser, die taten doch so was nicht. Ein bißchen verdreht, ein bißchen überspannt, aber pflichtvergessen — nee. Vom Schrecklichen zum Lächerlichen war hier auch nur ein Schritt.

„Na, Agel, was sagst Du nun?“

Der Graf hüffelte.

„Aber Papa, was soll ich sagen. Er freut natürlich — riesig erfreut.“

„Na ja, meinen Segen hab' Ihr!“ lachte seine Erzählung. „Mama wird wohl auch nichts dagegen haben. Gemerkt haben wir das eigentlich schon neulich auf dem Ball —“

Er küßte Flora auf beide Waden und schüttelte dem Professor die Hand.

Von hinten schlang Otho plötzlich die Arme um seinen Hals. „Nun, Papa, hab' ich's recht gemacht? Einen neuen Schwiegersohn — bist Du nun wieder gut?“

Sie lächelte. Der rote Zahnsfleischstreifen leuchtete. Ein undefinierbarer Blick schob unter den halbgeschlossenen Lidern auf das Brautpaar.

Der General schob sie von sich.

„Wenn Du Vernunft annehmen willst, ja!“ entgegnete er mit einem bedeutsamen Augenzwinkern zu dem Grafen hin. „Also los, vertritt Euch wieder!“ kommandierte er.

Hinter den festgeschlossenen Lippen biß Otho die Zähne aufeinander. Ihre Rechte ballte sich in den Kleiderfalten zur Faust. Nur mühsam zwang sie ein Lächeln um ihren Mund.

„Wir wollen es versuchen!“ sagte sie kurz.

Der Graf drückte flüchtig ihre darge-reichte Hand. „Ich danke Dir für den guten Willen!“ entgegnete er, nicht ohne Ironie.

Dann blühte er Flora an.

„Aber, lieber Professor, Ihre Braut wird ja ohnmächtig!“

Sie sprangen alle hinzu. Leblos, blaß wie der Tod lag Flora in des Professors Armen.

Die Kammerherrin von Nesselblad und Frau von Leiningen umkreisten die Ufer des Schloßteiches. Die Kammerherrin promenierte aus Gesundheitsrücksichten und aus Neugier, Frau von Leiningen hülte von hier oben ihre vier ziemlich ausgewachsenen Mädchen ein.

Da unten war Eisfest. Die ganze elegante Jugend der Residenz gab sich dort ein Rendezvous.

„Lange wird das Vergnügen wohl nicht mehr dauern,“ meinte Frau von Leiningen. „Es liegt Laubwetter in der Luft. Und sehr Anfang März wird's schwerlich noch mal frieren. Die Saison ist eben vorbei. Wieder einmal.“

Seufzend schweig sie. Sie dachte an die Verlobungen ihrer vier Töchter, die auch in dieser Saison ausgeblieben waren.

Atemlos blieb die Kammerherrin stehen und blickte auf die Eisfläche herunter.

„Ist das dort nicht Ihre Wied' und Ihre Marie Luise?“ fragte sie und hob die langgestielte Vornette an die Augen. „Ich meine die jungen Mädchen in den grünen Tuchkostümen. Ja? Reizend wirklich, sehr reizend. Ich begreife eigentlich nicht recht, meine liebe Leiningen —“

„Was begreifen Sie nicht, meine liebe Nesselblad?“

„Na, ich meine nur —“ verlegen zwinzelte die Kammerherrin mit den kurzschäftigen Augen — „ich meine, daß sich immer noch nichts für sie gefunden hat.“

Frau von Leiningen lächelte ihr hochmütiges Lächeln.

„Wenn man eben nehmen wollte!“

„Na ja — na ja!“ Es klang etwas

ungläubig. „Aber wissen Sie, die Hauptsache für ein junges Mädchen ist heutzutage nicht so passiv sein. Ich bitte Sie, die Zeiten haben sich geändert. Die jungen Herren wollen nicht nur erobern, sie wollen auch erobert sein. Sehen Sie mal, da drüben die älteste Schlieben, dort bei der Punschbude. Wie die dem Mangel zuproftet —“

Die Kammerherrin drückte die Vornette ganz dicht an die Augen — „nein, da hört doch alles auf, sie schwenkt mit dem Punschglas förmlich in der Luft herum!“

„Blamable!“ entrüstete sich Frau von Leiningen.

„Ja, ja, blamable, Liebste, aber ich wette, sie faßt ihn, sie hält ihn und in ein paar Wochen haben wir die Verlobung.“

Frau von Leiningen kniff die Lippen zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Kränze im Meer.

Erzählung von Dr. Heinz Wegner-Berlin.

Nach dem Kaffee forderte er sie zu einem Spaziergang auf und begann, während beide auf dem hohen Damme am Strand hingen, in milden Worten das Mädchen mit der schlimmen Gewißheit vertraut zu machen.

„Es ist Seemannslos,“ sagte der Alte, während Linchen heimlich in sich hineinschluchzte. „Hier aus dem benachbarten Döse war auch ein Mann auf dem ‚Peter Krohn‘, der Schiffszimmermann Trimm. Sein Sohn, ein braver Bursch, hat sich schon mit dem Seemannslos des Vaters leidlich zurechtgefunden.“

Sie waren, ohne es zu merken, in das unmittelbar an Cuxhaven sich schmiegende Dorf Döse gelangt. Rechts und links standen Schiffer- und Bauernhäuser mit hübschen, freundlichen Gärten. Vor einem breiten Giebelhaus mit grünen Fensterläden und weißgestrichenen Türpfosten stand im Garten, hinter dem grünlackierten Staketenzaun, ein Bursch und malte an einem großen, dünnen Holzkreuz. „Das ist der Ferdinand Trimm,“ sagte der Doktor, die Schritte auf das Häuschen zu lenkend. „Ihr Leidensgefährte, liebes Kind.“

Linchen erkannte die Gestalt sogleich: es war der junge Mann, dessen seltsames Treiben sie im Morgengrauen am Strand gesehen hatte. Als der Doktor dem jungen Trimm erzählte, daß Linchen ein gleiches Schicksal mit ihm habe, reichte er dem Mädchen treuherzig die Hand, und einen Augenblick ruhten mit wechselseitigem Mitleid ihre Blicke ineinander. Es war ein schlanker Bursch mit krausem, graublondem Haar und einem fein oval geschnittenen Gesicht, das zierlich auf dem schlanken, entblößten Hals saß. In seinem Wesen war etwas, das Linchen so vorkam, als ob sie schon jahrelang mit ihm gelebt hätte. Die Aufforderung des Doktors, sie ein wenig zu begleiten, beantwortete er mit stummem Kopfnicken.

und ging ins Haus, sich einen Stock anzuziehen. Dinsten betrachtete das Holz, an dem er gemalt. Es war ein einfaches Kreuz, kleiner und schmaler, als sie auf Kirchhöfen sehen. Eine kurze Inschrift war mit Bleiweiß vorgezeichnet und hell mit weißer Delfarbe nachgezogen: „Verschollen, nicht vergessen.“

Als Ferdinand aus dem Hause trat, sah er, daß Lucien das Kreuz weinend aus der Hand legte. „Es ist für Vater,“ sagte er, zu ihr tretend, „er hatte sich schon bei Lebzeiten eine Grabstelle gekauft. Wenn er nicht gefunden wird, soll wenigstens das Kreuz da stehen.“

Alle Drei schwiegen und gingen langsam die breite Dorfstraße zurück, der Doktor in der Mitte. Ueber seinem braunen Schäl bauchte sich der Nachtragen des olivgrünen Ueberziehers zu einer dicken spärlichen Nackenhaar gen Himmel zeigte. Ueber diesem Gängel trafen sich plötzlich, wie über der Kinnne eines Bistfers, die Blicke der beiden jungen Menschenkinder. Beide errötheten und sahen schnell wieder geradeaus. Die Frühlingswelt ringsum glitzerte in der Vergoldung der Vormittagssonne, die Bäume knospten, die Stare piffen — in den Herzen der beiden Kinder erwachte hier nur wieder eine vertedene Lebensfreude, die sogleich mit dem Schmerzgefühl in heftigem Kampf lag. Die Ewigkeitsprache des Frühlings und des Morgenlichtes ringsum ließ das Wort vom Tod nicht aufkommen, das soeben der alte Doktor in tröstender Absicht sprach. Auch die beiden jungen Menschenkinder hatten trotz des Schmerzes etwas vom Lebensganz an sich. Beide hübsch und rotwangig, Tinden in dem enganliegenden Kleid, dessen bläulicher Stoff vom Großmutter's Wehstuhl flammte, und mit weißer Halskrause, Ferdinand in graugrüner Soppe mit abgerissnem schwarzen Fühlhütchen — gingen sie still und bescheiden zu Seiten des alten Doktors dahin. Unwillkürlich trafen sich über dem Gängel wieder die Blicke, unwillkürlich richteten sie sich sogleich wieder verlegen gerade aus.

Man verlief vor Tuzhaven die Dorf-
straße und trat gerade auf den hohen
Dammweg, der an die See entlang führt,
als hinter ihnen eine quietzende Stimme
„Herr Doktor!“ rief. Eine rundliche
Bauernfrau kam mit dunkelrotem Gesicht
dabergebracht und kenchte gar jämmerlich:
„Herr Doktor! Herr Doktor! Bitte kom-
men Sie doch schnell. Mein Emil hat
wieder solche Anfälle. Der Scham steht
ich all vor dem Mund.“

„Em — gleich, liebe Frau. Ihr wartet wohl mal ein Viertelstündchen, Kinder?“ sagte der Doktor und kehrte mit der Bäuerin zurück, die ihm mit lauter Stimme den Zustand ihres Emil schilderte.

Die beiden jungen Menschenkinder standen einen Augenblick verlegen und gingen dann langsam auf dem Damm weiter. Tiefblau schimmernd, weithin im Sonnenlicht glänzend, raunte links zur Seite das von Möwenschwingen überglitzerte Meer. Beide Blicke richteten sich hinaus in das weichenfarbene All, in dem nun wohl ihre Väter schlummernd dahintrieben. Beide seufzten auf und wollten gleichzeitig etwas sagen.

„Sie werden“ — begann er.

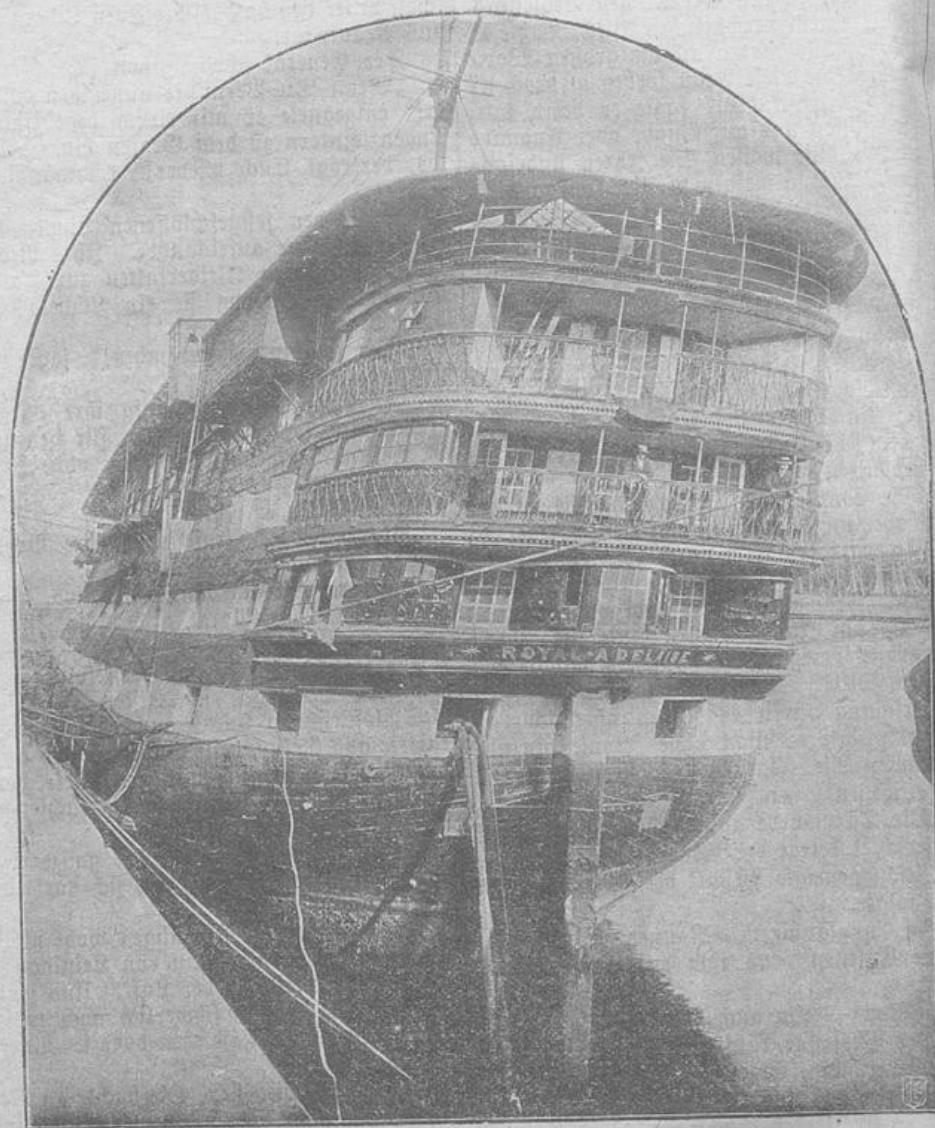
„Ich glaube, — begann sie.
Und gleichzeitig schwiegen sie wieder.
„Wie sagten Sie?“ fragte Ferdinand.
„Ich glaube,“ wiederholte Lina
schüchtern. „ich habe Sie heute morgen
schon gesehen. Mit einem Kranz hier am
Strand.“

Ferdinand erröthete. „Ich wollte ihn dem Vater hinausschicken,“ sagte er leise. „Aber die Flut war schon im Steigen und trieb den Kranz immer wieder zurück. Er

„Nein, das wollte ich nicht — da bleibt ja für Ihren Franz nicht genug,“ sagte Finken in Verlegenheit.

„Doch," erwiderte er, mit seinem Taschenmesser einen Zweig durchschneidend, „nun ist's für beide gleich" und er reichte ihr die eine Hälfte des Gezweiges hin. —

„Danke schön,“ erwiderte Tindchen, beide standen nun eine Weile schweigend, und jedes flocht seinen Kranz zusammen.



„Royal Adelaide“.

[illegible]

muß noch hier unten liegen.“ Damit schritt er die Böschung hinab und eine Strecke vor Linder am Strand her, bis er hinter einem kleinen Seegrashäusen das runde Geflecht aus Eichenweigen aufhob. Die Blätter waren noch frühlinghaft hart und gelblich und größtentheils noch nach von der Schlafslut.

„Ich möchte auch wohl einen hineinwerfen,“ sagte Linder.

„Der langt für zwei,“ erwiderte Ferdinand und teilte das Gejmig in zwei Teile.

„Am besten ist's, wir gehen nach der „Alten Liebe“ rauf, da nimmt der Strom die Kränze mit hinaus,“ meinte Ferdinand, „den Herrn Doktor sehen wir auch von da aus kommen.“

gingen beide nebeneinander, jedes seinen Kranz am Arm, hinaus auf das alte Dorfwerk, das in Sturm und Wogen standhaft aufragend den Auswanderern nach, den Heimkehrenden entgegenblickt als letzter und erster Gruß der deutschen Heimat und

so mit sinnigem Recht den schönen Namen „Alte Liebe“ trägt. Auf dem Bollwerk war es leer, nur aus dem Bretterhäuschen hörte man die Stimmen von ein paar Rotzen, die Karfen

ewigen Meeres sich zu vermählen, das ihn in mächtigen Armen weit vom Horizont her umschließend auffing.

Lindchen warf zuerst, sie holte weit aus — und der Kranz flog wohl zwanzig

den nach. Dicht neben Lindchens Kranz flatterte er in die aufspritzende Flut — so trieben beide miteinander verschlungen ins M hinaus.

Mit feuchten Augen sahen die Kinder

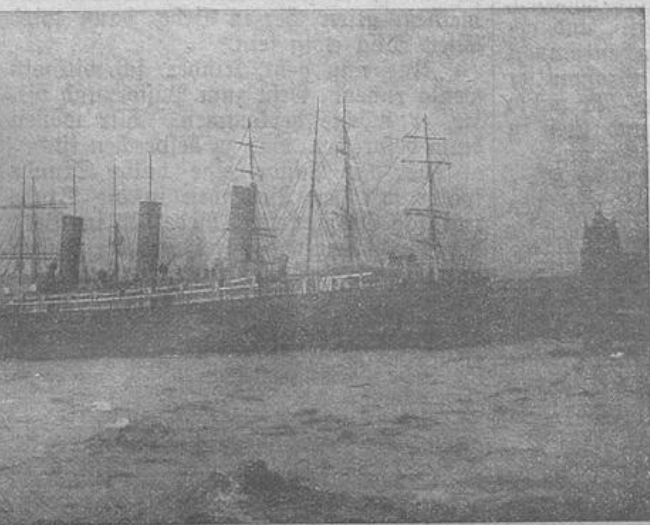
Gottfried Kinkel.

Auch einer von denen, die erst nach dem Tode mit dem Lorbeerkranz, dem Abzeichen der Ehren, geschmückt wurden, für das was sie dem Volke gaben. Bei Lebzeiten aber umschloßen viele Jahre die Zuchthausmauern von Naugard und die Spandauer Festungswälle den freiheitsbegeisterten Patrioten, der sich leider Anno 1848 der republikanischen Partei anschloß und im badi-sch-pfälzischen Aufstande sich an der Erstürmung des Zeughauses beteiligte. Sicher hätte er das Los seines Kollegen Fritz Reuter geteilt, der in jahrelanger Haft auf den verschiedenen Festungen sein Leben verträumte, wenn er nicht strupploser gewesen wäre als jener, der seine Flucht wiederholt abschlug. Mit Hilfe seines treuen Anhängers Karl Schurz entfloß Kinkel der entehrenden Sträflingsarbeit und schlichtete in den Schutz der neuen Welt, die ihn aufnahm und ihm jahrelange Heimat bot. Zu seinen Ehren setzte ihm sein Geburtsort Ober-Kassel bei Bonn das im Bild wiedergegebene Denkmal, das gleichzeitig in Ehren der Frau gedenkt, die an Kinkels Seite als treue Gefährtin seine idealen Bestrebungen unterstützte, aber mit ihm auch seine Leiden und die sorgenvollen Tage seiner Gefangenschaft teilte. Ganz in der Nähe des Pfarrhauses, wo Kinkel am 11. August 1815 geboren wurde, erhebt sich auf einer, mit einer Tafel geschmückten Granit Säule



Das Gottfried und Johanna Kinkel Denkmal in Ober-Kassel bei Bonn.

der markant scharf geschnittene Charakterkopf des gelehrten Dichters, der mit seiner fesselnden Eigenart dem Beschauer wie ein Spiegelbild erzählt, welcher Geist und welche Herzensgüte in diesem Körpergewohnt haben. Unter der Wiste am Kapitäl der Säule ist das Relief seiner unvergesslichen Gattin eingefügt, das ein Kranz von Immortellen abschließt. Sie selbst, die geschiedene Frau eines Buchhändlers, besaß ein eminentes musikalisches Talent, auch fesselte die Schreibweise ihrer Erzählungen. Schon vor ihrer Verheiratung mit Kinkel stiftete sie den „Maitäferbund“, dem die damaligen Freunde der Poesie und Künstler angehörten. Kinkel, der eigentlich Theologie studiert hatte, verdankte dem Dichter Immanuel Geibel die poetische An-



Der unbrauchbare Riesendampfer: „Kaiser Friedrich“.

regung, die er in sich fühlte und nach mancherlei Fährnissen und Entbehrungen schuf er seine Gedichte, in deren Zeilen sich der seelische Ausdruck seines ganzen Wesens wieder spiegelt. Die meiste Popularität ver-

Schiffsgeschrauben und Kiel ansehen, so daß sich zuletzt eine dicke Kruste bildet, durch die sich das Schiff kaum mehr bewegen läßt.

Ein verpasster Riesendampfer.

Wenn uns der Schuster ein paar bestellte Stiefel verpaßt, so ist das eine schlimme Sache, die beiden Teilen oftmals viel Ärger verursacht und am Ende gar noch im Gerichtssaal ausgesprochen werden muß. Ein Gewaltsakt, für den sich aber wohl jeder hilft, denn am Ende verschlingen die Anwaltskosten und Gerichtsporteln dreimal mehr als die verpaßten Stiefel überhaupt wert sind. Schlimmer freilich muß es sein und dazu ein ganz Teil, wenn eine Schiffswerft ein Schiff verpaßt, das womöglich Millionen wert ist, wie unser nebenstehend zu sehender Riesendampfer, den der Norddeutsche Lloyd bei der Schiffbauwerft bestellte und weil er nicht dem Maß und den Bedingungen entspricht, vom Besteller zurückgewiesen wurde und nun unbenuzt, auf den grautrüben Wellen der Elbe, im Hamburger Hafen schon seit dem 4. Nov. 1900 schaukelt.

Ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Prozeß, sagt ein altes aber wahres

Spruchwort und wenn Lieferant und Besteller sich noch in Güte einigten, könnte es doch noch möglich sein, daß der den uns so lieb und wertigen Namen Kaiser Friedrich führende, trotzdem prächtige Dampfer, ungefährdet die zahlreichen Passagiere, die in seinem Leibe Aufnahme finden können, noch jahrelang über den Ocean trägt. Dazu dürfte es aber bald Zeit werden, denn ein im Wasser ruhender Schiffsrumpf wird dadurch nicht besser. Die größten Feinde sind neben dem Rost die kleinen See- muscheln, die sich in Millionenzahl an die

spielten. Die beiden jungen Leute traten dicht an den Rand. Unter ihnen an den mächtigen Pfählen schnalzte und klatschte das Wasser. In gelblicher Flut rauschte der Elbstrom vorüber, mit dem Blau des

Schritt weit von der „Alten Liebe“ ins Wasser, das sogleich mit ihm weitertrieb. „Gut geworfen,“ meinte Ferdinand, maß die Entfernung und schleuderte in hohem Bogen seinen Kranz dem treiben-

dem vereint dahinziehenden Frühlingsgrün nach, ihre Hände berührten und sagten sich unwillkürlich. „Grüß den Vater,“ sagte Lindchen leise zu den treibenden Kränzen. „Grüß den Vater,“ wiederholte

Ferdinand ebenso leise. So standen sie lange Zeit, Hand in Hand, als müßte es so sein, und sahen der gemeinsamen Reise der beiden Raubgewinde nach, wie sie aus dem gelblichen Strom des Elbwassers in die bläulichen Wellen des Meeres hineinschweiften, wie sie, deutlich sichtbar, durch den breiten Streifen Sonnenlicht schwammen, der wie eine goldene Stridleiter auf dem Wasser lag, bis endlich die grüne Votschaft den Augen entschwunden war, für immer dahin im großen Meer, wie die beiden Väter.

Als das Paar, das noch immer Hand in Hand stand, endlich aufschaute und sich anblickte, da sah ein jedes in des andern unschuldigen Blauaugen etwas wie helle Tauperlen in Vergißmännchensfeldern. Das Mädchen schluchzte laut auf und neigte ihren Kopf, er sagte tröstend: „Lindchen,“ und ihre Arme umschlangen sich und hielten sich fest wie die Kränze, als wäre nun jedes des andern letzter Halt und Trost im Meer des Lebens — und die weichen Wangen berührten sich und die Lippen schlossen sich fest aufeinander. Nun wußten sie, daß dieser Bund fürs Leben war, zu dem die wogende Meeresscholle ihren Segen raufte.

Was machte der alte Doktor für ein Gesicht, als er, von weitem auf dem Damm daherschweifend, plötzlich drüben auf der „Alten Liebe“ diese junge sah! Da er gut zehn Minuten zu gehen hatte, bevor er herankam, blieb ihm indessen genügend Zeit, sich von seinem Staunen zu erholen. Und bei näherer Ueberlegung fand er, daß die beiden doch eigentlich recht wohl zueinander paßten, auch daß für den Schmerz und die Vergänglichkeit ein solcher Trost durch Jugend und Liebe wohl im Sinne der Welt und des Lebens liege; darum drückte er den jungen Leuten nur stumm die Hand und hatte auch nichts dagegen, daß Ferdinand, der verwaist und geschwisterlos war, zunächst Lindchen einmal in ihre Heimat begleite und Großmutter Thiede um ihren Segen bitte. Er nahm die Liebenden mit zu Tisch und stieß in blühendem Rheinwein mit ihnen an.

Als der Alte dann am nächsten Morgen auf dem Bahnsteig stand und den beiden pfirsichblütenfarbenen Gesichtern im Wagenfenster den letzten Gruß nachwinkte, quoll etwas wie eine fürchte Träne hinter seinen Brillengläsern hervor. Der Bahnhof lag wie ausgestorben, als der Zug in der Ferne rasselnd verklang. Kein Mensch ringsum. Die ganze Einsamkeit seines abgeschlossenen Lebens drängte gewaltig auf ein grauer Novembertag auf den alten Doktor ein, und wer weiß, zu was für Gedanken er gekommen wäre, wenn nicht zum Glück ein heftig aufsteigender Nebel zum Niesen ihn daran erinnert hätte, daß er sich auf dem zügigen Bahnhof erkälten werde, und darum eilig in den Wartesaal schlüpfte, einen heißen Grog zu trinken.

Die Liebenden hatten unterwegs soviel sich zu sagen von der Vergangenheit und der Zukunft, soviel zu empfinden von der Gegenwart, daß die Stunden der Fahrt im Fluge verrannen. Erst als die Zeit der Ankunft herangekommen war, wurden beide still, denn Lindchen fragte sich bang, was wohl Großmutter sagen und ob sie nicht gar den Geliebten abweisen werde. Ihre Befangenheit teilte sie bald dem Gefährten mit. Eine Weile saßen sie schwei-

gend nebeneinander, und Ferdinand spielte verlegen mit dem Ende des Bindfaden, den er um sein Reisefistchen gebunden hatte. Unwillkürlich gestaltete sich der Faden zu einer halben Schleife. Der junge Durich stieß Lindchen an und zeigte ihr die Schleife, und das Mädchen mußte lächeln. Sie wußte, was er meinte: Des Doktors Anhängsel, über dem sich auf der Dorfstraße ihre Blicke zuerst getroffen hatten. Heimlich drückten sie sich die Hände. Die Beklemmung war fort, und getrost wanderten beide Hand in Hand vom Bahnhof auf das kleine Dorf zu.

Großmutter Thiede hatte die Unglücksdepesche auf das Krankenlager geworfen. Als die beiden eintraten, richtete sie sich im Bett hoch auf, sie hatte den Mannesschrift gehört, und ihr altes Herz war plötzlich mit schwellender Hoffnung erfüllt. „Griß!“ rief sie, „Du bist es?“ Aber statt der Antwort fühlte sie sich von Lindchen umschlungen und unter heißen Tränen geküßt. Stöhnend sank die alte Frau zurück. Da faßte eine fremde Hand die ihre: „Großmutter, segne uns, ich habe auch meinen Vater verloren.“ Und Lindchen fügte mit stoßender Stimme wenige Worte hinzu. Großmutter weinte eine Weile heftig, indem ihr Körper still dalag. Endlich faßte sie den Kopf des am Bett Knien und fühlte an ihm herum, als ob sie so Wert und Wesen des Fremden erkennen wolle. „Reißt Du Lindchen wirklich mit ganzer Seele, mein Sohn?“

„Ja, Großmutter,“ sagte er fest und blickte mit seinen klaren, blauen Augen zu ihren glanzlosen Pupillen auf.

„So will ich Dir meine Liebe noch dazu geben, mein Sohn, dann bin ich gewiß,“ sagte Großmutter Thiede und zog den Kopf des Jünglings an ihr Kissen und küßte ihn segnend auf die Stirn. „Liebe sie immer so stark, wie ich sie noch mit meinem alten Herzen liebe, dann wird Euer Glück ewig sein.“

„Und nun geht, Kinder, ich will ein wenig ruhen. Geht zum Pastor und bittet, er möchte herkommen. Wir wollen dann besprechen, was zu besprechen ist.“

Als der Pastor eine halbe Stunde später mit den Liebenden in die Stube trat, lag Großmutter Thiede still im Bett. Die Hände waren gefaltet und die Augen geschlossen. Auf dem alten, tapferen Gesicht ruhte tiefer, seliger Friede. Keine Wärme war mehr auf den gefurchten Wangen. Mit der Liebe hatte sie auch ihr Leben dahingegeben.

Das Bärenweibchen.

Novelle von Karl Rintow.

Feodorowa Turkenitsch war das schönste Mädchen, das der junge Baron Ristetten während seiner neunundzwanzig Lebensjahre zu Gesicht bekommen hatte. In ihr vereinigte sich der Typus des russischen Vaters mit dem der urdeutschen Mutter zu einer verblüffenden Wirkung. Und mit diesem Engel an Schönheit und Jugend mußte Baron Benno von Ristetten eine unabsehbare Reihe von Tagen auf dem Schloß seiner

Väter zusammen verleben. Feodorownas verstorbene Mutter war nämlich eine Cousine der alten Baronin Ristetten gewesen. Sie hatte niemals veräußert, die verwandtschaftlichen Bande durch Briefe und Geschenke zu stärken. Die Reden der Ristettens bestanden regelmäßig in einer Einladung nach Schloß Ebertsahl, die man aus dem heiligen russischen Reich mit einer Verbrüderung auf die Zukunft annahm. Seit der letzten russischen Aufmerksamkeit und dem deutschen Dank war ein volles Jahr verfloßen. Feodorownas Mutter war in diesem Zeitraum heimgegangen und die Ruhe des russischen Reiches zerbrochen. Feodorownas in Petersburg lebender Vater erinnerte sich in den Wochen der politischen Wirrnisse, die eine Gefahr für jeden einzelnen brachten, der früheren Einladungen und schickte sein einziges Kind nach Schloß Ebertsahl zu den Ristettens. — Feodorowna Turkenitsch regte sich gar nicht über diesen Wechsel auf. Aber Baron Benno wurde seit dem Tage ihrer Ankunft mit dem Transpirieren nicht fertig. Er litt unter der beständigen Angst, daß er Feodorowna enttäuschen könnte. Mehr als einmal im Leben hatte er Wohlgefallen erweckt und empfunden, ohne darüber eine anhaltende Freude zu haben. Er vergaß und wurde vergessen, bis die Halbtrübsin in sein Leben trat. „Trat“ ist eigentlich schon zu viel gesagt. Man hörte niemals, daß sie ging. Sie bewegte sich stets in langen, wallenden Schleppkleidern vorwärts, die mit leisem Klappen über das Parkett glitten. Sie wirkte wie die Mensch gewordene Harmonie. Sie spielte weder Tennis, noch mochte sie reiten, sie tanzte nicht und schürzte im ärgsten Regenwetter niemals die schleppenden Säume ihrer Toilette.

Trotzdem... oder vielleicht gerade wegen ihres äußerlichen Gleichmähes liebte sie Baron Benno glühend. Jeden Abend legte er sich mit dem festen Vorsatz zu Bett, ihr morgen seine Liebe zu gestehen, und wenn dies — „morgen“ kam und er ihre wunder-

vollen melancholischen Augen auf sich gerichtet fühlte, schrumpfte sein Mut in nichts zusammen und der Angstschweiß brach ihm aus allen Poren. Er handhabte alsdann sein seidenes Taschentuch heftig und nannte sich innerlich „einen Feigling!“ Aber er änderte sich nicht. Ihre Schönheit blendete ihn so, daß er allemal in ihrer Gegenwart Atembesserungen bekam. Und waren diese glücklich überstanden, war sie gewöhnlich in den entferntesten Teil des Parkes gegangen. Ja, wenn er auch nur den kleinsten Mangel an ihrer Schönheit entdeckt hätte, an dem sich ihre Zuverlässigkeit zum Feindlichen feststellen ließ. Dann wäre er vielleicht mutig gewesen.

In seinen jammervollen Seelenzustand hinein kam die Kunde, daß aus dem Hansemannschen Zirkus, der im Dorf seine Kunst und dressierten Tiere zur Schau stellte, das Bärenweibchen entwichen sei.

Das gab seinen Gedanken wenigstens für kurze Zeit eine andre Richtung. Die Bärin sollte beinahe noch ungezähmt sein und die Leute im Schloß zitterten, daß sie sich tragend im Park versteckt halten könnte. Auf Baron Bennos Befehl wurde bei dem Eintreten der Dämmerung der Förster und sein Gehilfe als Wächtposten im Schloßgarten aufgestellt. In dieser Nacht schliefen sie alle heftig wenig. Am wenigsten aber Feodorowna Turkenitsch.

Sie sitzt auf dem Rand ihres Himmels-

bettes und schluchzt fassungslos. Wenn ein junges Mädchen aus gutem und reichem Hause ohne sichtbare Veranlassung weint, dann muß sie entweder sehr unglücklich oder sehr glücklich sein.

Das letztere war Feodrowna wahrhaftig nicht. Sie stand schließlich auf und ging ans Fenster. Der Mond hing klar und voll zwischen den Wolken und im Park schlugen die Nachtigallen. Ihr sehnsüchtiges Lied klang deutlich durch das geöffnete Fenster. Da dachte sie gerade wie ein deutsches Mädchen an den Mann, den sie lieb hatte und der sie doch nicht zum Weibe begehrte.

Nach den ersten Wochen ihres Hierseins hatte sie gemeint, daß er sich und sein Gefühl erst prüfen wolle . . . aber so lange braucht doch wohl der größte deutsche Pedant nicht dazu. . .

Sie glaubte jetzt endlich den Grund seines Schweigens gefunden zu haben. Die alte Tante Baronin . . . hatte ihn, sicherlich ungewollt, verraten. „Die erste Bedingung, die mein Sohn an seine zukünftige Gattin stellt, ist, daß sie eine vollendete Schönheit sein muß.“ Und dabei hatte sie Feodrowna zur Tante mit einem langen Blick angesehen. Sie hatte ihn denn auch verstanden und überlegt. — „Also gib Dich keinerlei Hoffnungen hin, mein Kind. Ich kenne Dein Geheimnis.“ las sie heraus.

Und darum weinte Feodrowna in dieser Stunde. Weinte über den Fluch ihres Lebens, bis ihr Kopf schmerzte und ihre Augen brannten. Sie beschloß, heimlich nach Petersburg zurückzukehren . . . aufzupassen, wenn die erste Bombe nach ihrer Ankunft losginge und sich zerschmettern zu lassen, damit sie endlich von ihren Schmerzen befreit wäre.

Der Vollmond lächelt heller und die Nachtigallen loden süßer.

Sie lehnt sich weit hinaus und breitet die Arme dem Duft entgegen, der ganz zart in dieser Frühlingsnacht über der Erde hing. Als sie zwei Gestalten, in denen sie den Förster und seinen Gehilfen erkannte, steckte sie ihren Revolver gegen die Wände zu sich, und lief mit nackten Füßen hinunter, um das zu tun, was sie im deutschen Land aus purer Feigheit unterlassen hatte . . . im Tau zu laufen und dadurch das köstliche Gefühl des Kühlen, loderen Erdbereichs unmittelbar zu spüren.

Eine halbe Stunde später schlüpfte sie ins Schloß zurück. Die Augen sind kühl und das Herz ruhig geworden.

Sie legt sich in ihr Himmelbett und versucht zu schlafen.

Ob der Versuch zur Tat geworden wäre, kann sie nicht feststellen, denn sie schrickt nach kürzester Zeit durch das Geräusch erregter Stimmen und hastiger Schritte auf.

Bald darauf klopft es an ihre Tür. „Ich glaube, Fechen, Du klebst Dich an“, rief die Stimme der alten Baronin angstvoll. — „Denk! Dir, sie haben im Park die Spuren des Bärenweibchens gefunden und . . . was das Schrecklichste ist . . . sie haben festgestellt, daß sie sich hier im Schloß verlaufen.“

Feodrowna ist im Umsehen aus dem Bett. — „Ich komme sofort, Tante“, sagte sie mit ihrer verschleierten, tiefen Stimme, die wie Musik klingt. „Aber sage mir nur, wie kann sie denn in das Schloß eingedrungen sein, ohne daß die Wächter es merkten?“ Sie sind in das Souterrain gegangen, um das Nachtmahl zu nehmen. Dörchtier-

weise beide zu gleicher Zeit. Sie haben sowohl die Hauspforte, wie das Tor zum unteren Gehöft offen stehen lassen“ . . .

Feodrowna nestelt mit zitternden Fingern ihren schleppenden Morgenrock zu. Sie steht sehr blaß aus und ihre Hände gehorchen nur widerwillig.

Eine schreckliche Ahnung steigt in ihr auf. Wenn das Bärenweibchen gar nicht dagewesen wäre . . . wenn . . .

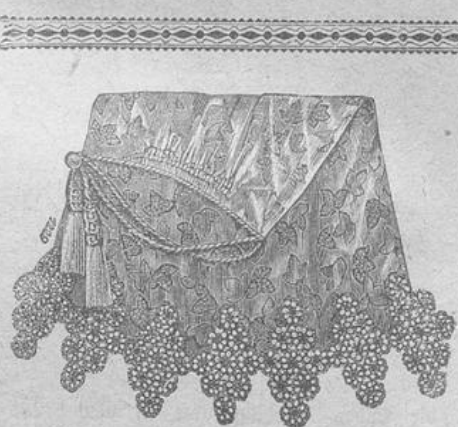
Sie kann das Furchtbare nicht ausdenken. Das Gleichmaß der wunderbarsten Harmonie wird zerstört. Sie stürzt die Treppe hinunter und packt in der Halle Baron Bennos Arm, der, wie zur Schlächt gerüstet, vor ihr steht.

„Woher kommt die Spur . . . des Bärenweibchens?“ fragt sie atemlos.

Sein Arm zittert unter ihrer Berührung und seine äußerliche Tapferkeit wirkt weniger erschreckend.

„Von dem Rasenrundell herunter . . . kreuz und quer nach dem zweiten, auf dem die Venus steht, hinüber und hier in ungezählten Tappen auf und nieder.“

„Und wo sind die Leute . . . die . . . das . . . Hier . . . fangen sollen?“



Schürze mit Trivoltären-Arbeit.

„Überall verteilt, Cousine Fe!“

„Und glauben Sie, daß es wirklich eine Bärenspur ist?“

Er lächelt ein wenig. Zum erstenmal fühlt er sich ihr überlegen.

„Zweifelloß. Obgleich sie ja der eines Menschen fast gleichkommt. Nur durch die kolossale Größe unterscheidet sie sich von dieser für das Auge des Kenners.“

Da wankt Feodrowna matt zum nächsten Sessel und sagt ganz leise:

„Besser Bennos, ich möchte Ihnen ein Geständnis machen. Sind wir hier ganz ungestört?“

Auf sein erstauntes Nicken gibt sie sich einen Ruck und flüstert tonlos:

„Ich war in dieser Nacht . . . im Park . . . ich ging die bezeichneten Wege. Die Spuren sind . . . von mir.“

Da versteht er endlich ihre schleppenden Kleider und die Gemessenheit ihrer Bewegungen. Wie ein Glückstaumel überkommt es ihn. Er hat den ersehnten Fehler in ihrer Vollenbung entdeckt . . . und damit einen starken, unbezwinglichen Mut gefunden.

Er wirft sein Gewehr von der Schulter und reißt sie in seine Arme.

„Fechen“ . . . sagt er . . . „Gottlob, daß Du mir das gestanden hast. Sonst hätte

ich wohl im ganzen Leben nicht die Redlichkeit besessen, Dir meine Liebe zu gestehen.“

„Du liebst . . . mich . . . trotzdem?“ fragt sie zweifelnd und doch voller Angst, daß er sein Geständnis widerrufen könnte. Er antwortet ihr, indem er sie küßt. Dann hebt er sie auf seine Arme und trägt sie zu seiner Mutter hinein.

. . . Monate sind darüber vergangen.

Das wirkliche Bärenweibchen tanzt längst wieder im Hansemannschen Ritzus nach dem einen Ton der Blechpfeife, als Baron Bennos in der traulichen Dämmerstunde seinem jungen, wunderschönen Weib den größten Schmehelnamen gibt, den er für sie hat: „Mein angebetetes, heiliggeliebtes Bärenweibchen.“

Und sie lächelt dazu und schmieg sich in unendlichem Glücksgefühl an sein Herz.



Shürze mit Trivoltären-Arbeit. Die Shürze kann weiß, schwarz und farbig hergestellt werden. Das Modell war aus schwarzem Damast gefertigt. Die elegante Shürze mißt 59 Centimeter Länge zu 50 Ctm. Breite; sie ist oben durch Reißfalten bis auf 27 Ctm. Breite eingeeignet und mit seidener Schnur und Quasten ausgefattet. Der 14 Ctm. hohe, aus schwarzer Cordonnese gebildete Spigenabschluß in Trivoltärenarbeit setzt sich aus einzelnen Sternchen, welche im Lauf der Arbeit aneinander geschlungen werden, zusammen. Je neun Sternchen bilden eine Medaillonfigur, deren obere Spitze mit ihrem Augenrande dem Shürzenstoff angeschlossen wird. Jedes Sternchen erfordert zwei Nadeln. 1. R.: 8 aus je 9 Doppelst. bestehende Ovale, von denen jedes zum Schluß an das vorige angehängt wird; Faden vernähen.



Detail u. Trivoltären-Arbeit zur Shürze.

2. R.: 1 Oval aus: 4 Doppelst.; 6 mal 1 St. und 1 Doppelst.; 1 St. und 4 Doppelst. ansl. an die Spitze eines Ovals der 1. R.; 7 mal wiederholen; jedes folgende Oval wird an das letzte St. des vorigen Ovals angehängt; zum Schluß den Faden vernähen.



Dem Glück entgegen.

Die Sonne ging unter in leuchtender Pracht, Am Himmel die Wolken erglöhien — Lieber dein blondes, schimmerndes Haupt Nieksten weiße Blüten.

In schweigender Seligkeit wandelten wir Dahin unter Schneeball und Kiefern: Hast du mich lieb? Mein sehrender Mund Vog sich zu deinem nioer.

Jung Frühlung schritt mitten durch's taufrische Grün

Und lachte und sang an den Wegen: Da wandern wieder im Sonnenrot Zweie dem Glück entgegen!

Leon Bandersee.

